

Sonderfahrt

Der Sommer hatte sich letztes Jahr in Kiel seinen Namen nicht ehrlich verdient. Sicher, es gab so manchen schönen Sonnentag, der aber spätestens am nächsten Morgen von aufziehenden Wolkenfeldern getrübt wurde. Eine stabile Schönwetterlage an der Ostsee mit Azorenhoch wollte sich nicht einstellen.

So nutzte Helge Stuhr den von den Wetterfröschen angekündigten letzten heißen Sommertag, der aber bald nach dem Unken zahlreicher Wetterfrösche von Gewittern mit nachfolgender Kühle abgelöst werden sollte.

Die morgendliche Fahrt auf dem Sonnendeck des Fördedampfers vom Kieler Seegarten zum Seebad Laboe hatte er deswegen besonders genossen, um später am feinen Ostseestrand jede Stunde den Strandkorb exakt nach der Sonne neu auszurichten.

Ein leichtes Lüftchen ließ die vielen Segelboote elegant über flache Wellen zur Kieler Bucht hinausgleiten. Das flache Badewasser war zudem ausgesprochen angenehm temperiert, aber in der gleißenden Sonne im Strandkorb wurde es bald unerträglich heiß. Mit Lichtschutzfaktor 40 war jedoch außer einer gesunden Bräune hoffentlich nichts zu befürchten. Die drohende Unterhydrierung bekämpfte er über Mittag erfolgreich mit Mineralwasser, die Unterhopfung am Nachmittag mit zwei kleinen Bierchen. Für die Rückfahrt wählte er aber nicht das Schiff, sondern den Linienbus. Sonne hatte er heute genug getankt.

Sein Kombiticket ließ ihm glücklicherweise die freie Wahl des Verkehrsmittels, aber ein wenig wackelig fühlte er sich schon auf dem kurzen Weg zur Bushaltestelle am Laboer Hafen. Klar, er war ein wenig in die Jahre gekommen, und es war absolut richtig, zukünftig alles ein wenig langsamer anzugehen.

Der elfenbeinfarbene Bus, der jetzt furch die Haltestelle ansteuerte, schien aus dem Fuhrpark des Museumbahnhofs am Schönberger Strand zu stammen. Skeptisch betrat Stuhr die ungewohnt hohen Metallstufen des engen Fronteingangs. Er nestelte sein Kombiticket hervor, aber der vermutlich ebenfalls von der Hitze geplagte ältere Fahrer winkte ihn lustlos in den hinteren Bereich des leeren Busses. Kaum saß Stuhr auf einem der schmalen Plastiksitze, da schlossen sich ächzend die Türen. Der Fahrer verlangte dem aufbrausenden Motor alles ab, was der noch zu bieten hatte, was dicke Rauchschwaden hinter dem Bus bezeugten.

Andererseits ermüdete Stuhr von den schaukelnden Bewegungen des schlecht gefederten Busses. In der scharfen Kurve kurz vor Brodersdorf rammte sein Kopf zum Glück nur kurz eine Haltestange. Schnell schüttelte er den Schmerz ab, um sich weiter auf der Fahrt zu entspannen. Das misslang aber, weil der Bus auf einmal rappellvoll mit lärmenden Schulkindern war. Zudem stoppte der Fahrer jäh an der Kreuzung zur alten Landstraße nach Kiel, weil dort ein Polizist mit weißen Handschuhen gerade dem spärlichen Verkehr aus der anderen Richtung den Vorzug gab.

Stuhr stutzte. War hier nicht unlängst ein Kreisverkehr eingebaut worden? Und warum der Bus anschließend nicht die Schnellstraße nahm, sondern nacheinander von Milchkanne zu Milchkanne alle Dorfstraßen der kleinen Fördeorte bis zur Kieler Stadtgrenze abklapperte, das entzog sich seines Verstandes.

War er ungewollt in eine Werbeaktion hineingeraten, die hoffentlich nicht auch noch gefilmt wurde. Vorsicht Kamera?

Auf holperigen ungeteerten Pflasterwegen ging es schließlich in Kiel-Dietrichsdorf über die alte Schwentinebrücke. Sein Blick auf den Fluss suchte sehnsüchtig nach der hässlichen Betonbrücke aus den 1970er Jahren, über die sie schon längst am Kieler Hauptbahnhof gelandet wären. Aber die Schnellstraßenbrücke gab es nicht. Stuhr begann zunehmend, an seinem Verstand zu zweifeln. Sicher, auf dem Ostufer war er seit seiner Jugend nur selten gewesen, aber wurde die Kieler Straßenbahn nicht schon vor mehr als dreißig Jahren sang- und klanglos eingemottet?

Ungläubig erhob er sich, um an der nächsten Haltestelle auszusteigen. Einen Halteknopf im Innengestänge des Busses wie gewohnt fand er nicht. Der Busfahrer stoppte jedoch sein Fahrzeug sofort, als er den Wunsch zum Ausstieg im Innenspiegel bemerkte.

Mit immer noch wackeligen Knien bugsierte sich Stuhr mit Hilfe der kleinen flachen Geländer auf der Innenseite der aufklappenden Türen auf sicheren festen Boden. Mit aufheulendem Motor und einer dicken schwarzen Dieselrußwolke mitsamt den immer noch johlenden Gören jagte der Sonderfahrtbus davon.

Als sich der stinkende Nebel ein wenig gelichtet hatte, lag auch die Schönberger Straße in Kiel-Wellingdorf wie vor mehr als dreißig Jahren vor ihm. Kühler war es geworden, und die Gleise der Wendeschleife der Kieler Straßenbahn führten plötzlich wieder um das ehemalige Gebäude der Kieler Spar- und Darlehenskasse herum. Links davon glänzte die vertraute gelbe Fassade des Gasthauses ‚Stadt Kiel‘ in der Nachmittagssonne, und die in den letzten

Jahren errichteten Neubauten dahinter waren wieder wild übergrünt Brachflächen gewichen. Es sah alles genauso aus wie in seiner Erinnerung, und von der anderen Seite der Schwentinemündung schwoh der üble Fischgeruch herüber, der ihm heute noch in der Nase lag.

Spielte ihm sein Kopf einen Streich? Verwundert drehte sich Stuhr um. Geblendet von den in der Nachmittagssonne gleißenden Straßenbahnschienen im groben Pflasterbett konnte er auf beiden Seiten der Schönberger Straße viele kleine Stände und Geschäfte ausmachen. „Kauft mehr Obst“. An dieses Reklameschild konnte er sich noch gut erinnern, wenngleich er sich in Wellingdorf nicht so gut auskannte wie in Kiel-Gaarden. Die Chronik über diesen besonderen Kieler Ostuferstadtteil, die er im Strandkorb verschlungen hatte, kam ihm wieder in den Sinn. Gaarden, das Arbeiterviertel auf dem Ostufer mit den vielen Werften, in dem er aufgewachsen war.

Allerdings machten ihn die wenigen Autos auf der Straße mit kantigen Bauformen stutzig. Gab es in der Nähe ein Veteranentreffen von Besitzern alter Autos? Gedankenverloren schlenderte er zur Haltestelle Seefischmarkt, um auf die nächste Straßenbahn zu warten. Die kam aber nicht, sondern wieder einer dieser Retro-Busse. Dieses Mal war allerdings hinter der Windschutzscheibe ein abgegriffenes Plakat eingeklemmt: ‚Sonderfahrt‘. Der Busfahrer war jedoch derselbe wie vorher, auch wenn er jetzt deutlich jünger wirkte. Wieder zückte Stuhr stolz sein Doppelticket, aber der Fahrer winkte wieder leicht genervt ab. „Das mit den Fahrscheinen erledigt neuerdings die junge Dame hinten. Ich habe nur eine Fahrbefugnis, keine Geldbefugnis.“

Irgendwie fühlte sich Stuhr um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt. Auch dieses Mal war der Bus vollbesetzt mit streitenden und lärmenden Kindern, aber die resolute Schaffnerin in blauer Uniform zog sofort zwei der Rotznasen von einem Doppelsitz, um ihn Stuhr zuzuweisen. Erst dann wurde sie dienstlich.

„55 Pfennig bis zur Endstation in der Wik. Zum Hauptbahnhof 40 Pfennig.“

Pfennig! In welche Posse war Stuhr hineingeraten? Er zauberte sein Kombiticket hervor, was bei der Schaffnerin Stirnrunzeln hervorrief.

„Euro, was soll das denn sein? Haben Sie keinen roten oder grünen Fahrschein?“

Die kräftige Stimme des Fahrers unterbrach die unübersichtliche Situation. „Hannelore, lass den alten Knacker mit der roten Birne heute einfach mal so mitfahren. Sonderfahrt, Anordnung von oben.“

Durch das Geschrei der Gören versicherte sich die Schaffnerin.

„Wirklich von oben?“

Trotz des lautstarken Anfahrens übertönte der Fahrer den Lärm. „Von ganz, ganz oben.“

Die Schaffnerin nickte ergeben und widmete sich jetzt freundlicher wieder ihrem Fahrgast zu.

„Alles in Ordnung, der Herr. Gute Fahrt noch.“

Während Stuhr sich noch wunderte, war das halblaute Meckern der Schaffnerin nicht zu überhören. „Euro. Wer um Himmels Willen denkt sich nur so einen Kacknamen für ein Zahlungsmittel aus?“

Darauf konnte auch Stuhr keine Antwort finden, zumal sein Kopf immer noch heftig brummte.

Vorsichtig fragte er bei der Schaffnerin nach. „Sie halten doch auch in Gaarden?“

Sie grinste breit. „Klar. Wo möchten Sie denn aussteigen? Howaldtswerke, Augustenstraße oder Karlstal?“

Stuhr entschied sich für die Haltestelle Karlstal, auch wenn er dort früher auf der Rückfahrt von seiner Schule auf dem Westufer manchmal von irgendwelchen Deppen verklöppt worden war.

Keine zehn Minuten später stieg er in der verblässenden Nachmittagssonne aus dem Bus. Mehr als eine Generation war das her, seitdem er aus diesem Stadtteil geflohen war, aber nichts hatte sich verändert. Alles war genau wie in seiner Jugend.

Aber war der Ebertplatz, den er jetzt überquerte, nicht inzwischen einem schmucklosen Supermarkt gewichen? Den dahinterliegenden Vinetaplatz mit den vielen schönen Bauten aus der Gründerzeit erkannte er dagegen sofort wieder. Auch die vielen Geschäfte, die ihn umringten: Das für Gaardener Verhältnisse riesige Textilhaus Stahl&Stiller, die Vineta-Apotheke und natürlich Hansohm, wo man für kleine Basteleien fast alles erstehen konnte. Ja, hier war er groß geworden.

Gedankenversunken bog Stuhr in die Wikingerstraße ein und hielt vor der Schlachtereirei Drews inne, in der wie so oft am Nachmittag großer Andrang herrschte. Er musste sich allerdings auf die Fußspitzen stellen, um zu verfolgen, was sich genau im Ladeninneren abspielte.

Der Schlachter im gestreiften Hemd war ein schicker Mann, und seine kleine dralle Frau sehr freundlich. Als Kind bekam Stuhr von ihr immer eine Wurst geschenkt. Seltsam war

eigentlich nur, dass er jetzt die Ladentür nicht öffnen konnte, aber ständig Kunden die Schlachterei verließen.

Vorsichtig drehte sich Stuhr um, und seine Vermutung bestätigte sich immer mehr. Der Retro-Bus verharrte auf dem Vinetaplatz. Irgendwie hatten sie ihn im Visier. Er wurde zweifelsfrei observiert. Aber warum?

Stuhr entschied sich, lustlos weiter zu schlendern. Das gelang, denn der Bus folgte ihm glücklicherweise nicht. So ging es gleich nebenan weiter zum Gemüseladen Bujarra, in dem er aber früher nur selten war, außer um faule Tomaten für irgendwelche Demos in den 1970ern zu ergattern. Aus welchem Grund sollte sonst ein echter Gaardener Junge in ein Obstgeschäft gehen?

Weiter hoch an der Ecke zur Johannesstraße lag der Laden von Herrn Koslowski, in dem man Milch lose erstehen konnte. Damals war Stuhr allerdings nicht unfroh über die Einführung der Milchtüte, weil der alte Koslowski schwielige gelbe Innenhandflächen hatte.

Auf der anderen Seite der Kreuzung bot der Lebensmittelhändler Neumann wie früher seine Waren feil. Gleich nebenan betrieb der Friseur Esker seinen kleinen Laden. Der hatte immer gute Laune, aber konnte einem die Haare nur auf Wehrmachtslänge stutzen. So richtig wohl fühlte man sich nie bei ihm.

Auf der anderen Seite der Wikingerstraße gab es weitaus weniger Geschäfte. Dem Fotografen Lorenz sagte man wechselnde Liebschaften nach, was Stuhr als junger Bursche überaus interessant fand.

Gleich gegenüber lag das Elbschloss-Eck, eine der unzähligen kleinen Gaardener Kneipen, aus denen ständig Rauch und Gegröle quoll. Denn nachdem Kiel 1871 Reichskriegshafen geworden war, verzehnfachte sich die Einwohnerzahl in wenigen Dekaden. Aus dem beschaulichen Gaarden, das ursprünglich ein beliebtes grünes Ausflugsziel für die Kieler war, wurde in kurzer Zeit ein eng bebauter Stadtteil mit lichten Wohnungen und eigener Infrastruktur für die gutverdienenden Arbeiter der neu errichteten Werften.

Sicher, oft gab es auch Randalen, wenn nachts die Werftarbeiter grölend aus den Kneipen nach Hause torkelten oder Rocker Prügeleien anfangen. Aber in Gaarden war es wie in einem Dorf: Jeder kannte jeden. Entweder lebte man darin, oder man war draußen vor.

Aber lebten nicht alle Menschen in ihrer eigenen Zeit? Und flieht nicht jeder auf seine eigene Art und Weise? Wie seine Großeltern aus den ehemaligen deutschen Gebieten in Polen und er selbst ja auch zum Westufer?

Stuhr wollte eigentlich zum Bus auf dem Vinetaplatz umkehren, aber natürlich war ihm aus den Augenwinkeln das frühere elterliche Geschäft nicht verborgen geblieben, gleich gegenüber vom Bäcker Poschmann und dem Zigarrenladen Marczinowski. Wie früher war der Laden hell erleuchtet. Mutig überquerte er die Johannesstraße und schaute vorsichtig durch die Ladenscheibe.

Seine Mutter beriet Kunden bei der Tapetensuche, und sein Vater mischte Farben an. Genau wie früher, als er noch klein war. Er war unschlüssig, zumal es jetzt mitten im Sommer zu schneien begann. Er fror. Sollte er sich als Sohn zu erkennen geben?

Quatsch. Er würde einfach als anonymen Kunde den Laden betreten. Er wollte sehen, wie seine Eltern agierten, wenn man nicht mehr am Rockzipfel hing. Mutig drückte er den Handlauf der Eingangstür nach vorn, aber sie ließ sich keinen Spalt öffnen.

Seine Eltern schienen nicht einmal mitzubekommen, dass er sie begrüßen oder ihnen danken wollte. Sie waren viel zu beschäftigt. Als er traurig seinen Kopf senkte, stellte er fest, dass seine schlanken jugendlichen Beine in kurzen Lederhosen steckten.

Stuhr erinnerte sich unwillkürlich an einen Traum aus der Kindheit: Er war auf der Flucht, aber die Eltern öffneten nicht die Ladentür. Sie nahmen ihn nicht wahr, genau wie jetzt.

Stand er ihnen etwa im Wege?

Während er noch am Sinnieren war, stieß ein herauseilender Kunde mit einem Tapetenbündel unter dem Arm die Tür auf. Stuhr ging zu Boden und sah nur noch Sterne, bis ihn mehrfache Explosionen hochschreckten. Im aufkommenden Sirenengeheul hörte er lautes Geschrei.

„Schnell, in der Johannesstraße 55 liegt ein verletzter Junge vor der Eingangstür, und auch einen Löschwagen zur 42. Dort hat es gebrannt, der Keller scheint eingefallen zu sein. Mal sehen, was wir noch machen können. Scheiß Engländer.“

Das Kopfschütteln fiel Stuhr schwer, zumal er sich anscheinend nun mitten im Krieg befand. Auch die plötzlich aufflackernden Fackelumzüge konnten ihn nicht erwärmen. Beim Aufrappeln bemerkte er Nazischergen, die ihn im Visier hatten. „Nicht wehrtauglich, der faule Hund. Den Volksschädling ausbluten lassen.“

In diesem Moment tauchte der Retro-Bus auf und drängte aufgrund seiner schieren Masse die Schergen zurück. Der Fahrer war immer noch derselbe, aber jetzt war er gerade mal gut zwanzig Jahre alt. Er zerrte ihn gegen das pöbelnde Pack in den inzwischen dunkelgrün lackierten Sonderbus, in dem alle Sitzplätze gegen Feldbetten ausgetauscht waren.

„Lege dich einfach hin. Wir fahren dich auf schnellstem Wege zum Elisabethkrankenhaus.“
Automatisch zückte Stuhr sein Kombiticket, aber eine weiche jugendliche Stimme sprach beruhigend auf ihn ein. „Lass mal. Von wegen Euro, wir werden in wenigen Wochen hier keine Reichsmark mehr haben, sondern Dollar, Rubel oder Pfund.“

Erstaunt erhob Stuhr seinen Kopf. Die Schaffnerin, die jetzt als Krankenschwester agierte, musste wie der Busfahrer in einen Jungbrunnen gefallen sein. Allerdings versuchten die Nazischerger nun, pöbelnd den Bus zu entern. Die resolute Schaffnerin in Krankenuniform wehrte sie mit einer gefüllten Spritze ab.

„Wer das Buslazarett als Erster betritt, der wird abgestochen. Befehl von oben!“

Der Busfahrer setzte lautstark nach: „Befehl von ganz oben!“

Die erste Stimme aus der braunen Meute wurde unruhig. „Von ganz, ganz oben?“

Die junge Frau erhob die gefüllte Spritze. „Ja, sogar von ganz, ganz, ganz oben.“

Während die Nazischerger plötzlich stramm standen, jagte sie dem fröstelnden Stuhr ihre Nadel durch das Hemd in den Oberarm. Seine aufkeimende Angst wurde jedoch schnell von dem Schwarz vor seinen Augen erstickt.

Eine ihm nicht unbekannt weibliche Stimme schreckte ihn hoch. „Herr Stuhr. Kommen Sie bitte zu sich. Es ist vorbei.“

Warum sollte Stuhr die Augen öffnen? Er stellte sich tot. Die freundliche Stimme gab aber nicht nach.

„Herr Stuhr, bitte aufrichten. Das wird schon wieder.“

Jetzt erst verspürte Stuhr, dass seine Hand die ganze Zeit gehalten wurde. Von einer Frau. Vorsichtig blinzelnd ergab sich Stuhr der Realität. Er lag in einem Krankenhaus. Es war die Schaffnerin, die ihn geweckt hatte und nun seine Hand hielt, allerdings deutlich gealtert und wieder in einem weißen Kittel.

„Ich bin nicht tot?“

Die ältliche Krankenschwester, die der jungen Schaffnerin so ähnelte, lachte laut auf. „Bei Gott, nein. Sie haben nur gestern vielleicht ein wenig zu viel Sonne am Strand gezogen und sind dann mehrfach mit dem Kopf hart aufgeschlagen. Das hält nicht einmal der dickste Kürbis aus. Sie hatten zum Glück viel Hilfe von oben.“

Der alte Arzt schmunzelte, der sich jetzt über ihn beugte und dem Busfahrer wie aus dem Gesicht geschnitten war. „Nein, mehr Hilfe von ganz oben. Sonst lägen Sie jetzt nicht hier, sondern unter der Erde.“

Stuhr wagte den Blick nach ganz oben. Da standen viele medizinische Apparaturen um sein Bett herum, die ihn offenbar vor größerem Schaden bewahrt hatten.

„Die Geräte da ganz oben?“

„Nein. Ehrlich gesagt, wir hatten nur wenig Hoffnung für Sie nach dem harten Sonnenbrand und den vielen Schlägen, die Sie sich eingefangen haben. Sie mögen daran glauben oder nicht. Die Hilfe kam von ganz, ganz oben.“

Stuhr verstand nicht. „Von ganz, ganz oben?“

Der Arzt lächelte. „Ja. Manchmal verschicken die sogar Sonderbusse, wenn alle anderen Maßnahmen nicht mehr greifen.“

Stuhr stutzte. „Welche anderen Maßnahmen denn?“

Der freundliche Arzt legte nach. „Die Hoffnung, der Glaube und auch die Schulmedizin.“

Einen Reim konnte sich Stuhr darauf nicht machen, zumal ihm die Krankenschwester schon wieder eine Nadel in den Arm jagte. Nur keine neuerliche Sonderfahrt, hoffte er. Dann überdeckte der schwarze Schleier der Dunkelheit sein Denken abermals und ließ ihn wieder in Tiefschlaf versinken.

Aber im Traum rollte der Bus unweigerlich schon wieder heran. Sollte er noch einmal in die Vergangenheit reisen?

Glücklicherweise musste er dazu im Krankenbett nicht einmal aufstehen, um die nächste Sonderfahrt anzutreten. Kaum befand er sich im Bus, da gab der Fahrer wie immer kräftig Gas.

Dieses Mal wollte Stuhr das Fahrziel aber genauer wissen. „Wo geht es denn heute hin?“

Der drehte sich für die Antwort nicht einmal um.

„Nach Elmschenhagen, zum Friedhof“.

Nein, da wollte Stuhr nicht enden. Er schreckte hoch und wollte flüchten, aber die warme Hand der gealterten Krankenschwester drückte seinen malträtierten Kopf zurück ins Kopfkissen.

„Herr Stuhr, Sie brauchen noch viel Ruhe.“